

Edmund Nawrocki
übersetzt von Horst Adler

Schweidnitz am Ende des Zweiten Weltkrieges
Eine Darstellung aus polnischer Sicht

Von großem Interesse dürfte für viele Schweidnitzer ein Bericht sein, den Edmund Nawrocki 1982 im „Rocznik Świdnicki“ (Schweidnitzer Jahrbuch) veröffentlichte. Obwohl offensichtlich vor 1945 selbst nicht in Schweidnitz, versucht er auf Grund gedruckter Quellen, Befragung von in der Heimat verbliebenen Deutschen, Aussagen polnischer Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge und unter Benutzung der Personenstandsbücher des Standesamtes, der katholischen Pfarrkirche St. Stanislaus und Wenzeslaus sowie der evangelischen Friedenskirche ein Bild der damaligen Zeit zu entwerfen. Wer von den Lesern die letzten Monate mitgemacht hat - und bis zur Evakuierung waren es ja die meisten - wird sich selbst ein Bild machen können, wie weit es dem sichtbar um Objektivität bemühten, aber eben damals nicht ortsansässigen Verfasser gelungen ist, die Atmosphäre jener Tage einzufangen. Dass sich aus der Perspektive eines Polen ungewohnte, aber bedenkenswerte Aspekte ergeben, emotionsbeladene Themen in der nüchternen Bestandsaufnahme noch tieferes Grauen erregen, das alles macht diese Darstellung so lesenswert. Ergänzungen und Berichtigungen wären mir hochwillkommen, da ich schon seit geraumer Zeit Material zu einer Geschichte der Stadt Schweidnitz für die Zeit vom Beginn des Ersten bis Ende des Zweiten Weltkrieges sammle. Ich gebe im Folgenden eine freie, sinngemäße Übersetzung der polnischen Ausführungen des Verfassers, teilweise leicht gekürzt.

Die Evakuierung Niederschlesiens

Mitten im tiefsten Winter, am 12. Januar 1945, begann die russische Großoffensive aus dem Baranow-Brückenkopf an der Weichsel in Richtung Oder. Dadurch wurde binnen kurzem auch Schlesien Kriegsschauplatz. Am 19. Januar gegen drei Uhr morgens wurde die deutsch-polnische Grenze des Jahres 1939 bei Prassen und Landsberg (Krs. Rosenberg) überschritten. Am 20. Januar besetzten Einheiten der Roten Armee Pitschen und Rosenberg, am 21. Januar Konstadt und Kreuzburg, am 22. Januar rückten sie in Namslau und Bernstadt, am 23. Januar in Groß Wartenberg und am 24. Januar in Oppeln ein. Am 4. Februar fielen Löwen und Schurgast, am 5. Februar Grottkau, am 6. Februar Brieg und Ohlau. Die nördlich Breslau operierenden russischen Truppen nahmen am 22. Januar Militsch, am 25. Januar Oels, am 26. Januar Trebnitz, Obernigk, Dyhernfurth und Wohlau, am 31. Januar Steinau. Am 9. Februar waren sie in Lüben, Liegnitz und Neumarkt, am 10. Februar in Primkenau, Kotzenau und Haynau, am 12. Februar in Bunzlau und Jauer, am 13. Februar in Goldberg. Einheiten der russischen Armee, die den Belagerungsring um Breslau schlossen, gelangten am 11. Februar nach Martinsgrund (Sachwitz), Hubertushof (Puschkowa) und Zobten, am 19. 2. nach Albrechtisdorf, Kreis Breslau.

Vor den heranrückenden russischen und polnischen Streitkräften der »Volksarmee« floh der größte Teil der deutschen Zivilbevölkerung. Die schon 1944 ausgearbeiteten Evakuierungspläne sahen eine Räumung in drei Etappen vor. In der ersten Phase sollten Frauen, Kinder und alte Leute evakuiert werden, soweit sie nicht in besonders wichtigen Produktionsbetrieben beschäftigt waren. Die zweite Etappe sollte die Reste der Belegschaften kriegswichtiger Betriebe und deren Einrichtungen umfassen, die dritte sah die vollständige Räumung be-

stimmter Gebiete vor. Die Leitung war den Gauleitern übertragen. Auf der unteren Ebene war die Partei ebenso führend, in enger Zusammenarbeit mit den militärischen und Verwaltungsdienststellen.

Der Räumung ging eine heftige Propagandakampagne der Nazis voraus; sie erschreckte die Bevölkerung mit schauerlichen Nachrichten über die Greueltaten der »Bolschewiken«, denen vor allem die Frauen preisgegeben seien.¹ Darüber hinaus wurde die Bevölkerung durch Beauftragte der Ortsgruppenleitungen unter psychischen Druck gesetzt oder einfach durch die Wehrmacht aus dem zu erwartenden Kampfgebiet zwangsevakuiert. Viele sahen keinen Ausweg aus der verzweifelten Lage und besaßen nicht genug seelische oder körperliche Kraft, ihre Heimat zu verlassen. Es gab eine Selbstmordepidemie von beträchtlichem Ausmaß.

Die Anfangsphase der Räumung war mit deutscher Gründlichkeit organisiert worden. Funktionäre der NSDAP, die sogenannten Blockleiter, gaben jeder Familie ihre Marschroute nach dem ausgearbeiteten Plan an. In den Städten, etwa in Breslau, waren die Familien auf Sammelplätze am Stadtrand verwiesen worden, wo sich die Autobesitzer mit ihren Fahrzeugen einfinden sollten, um die Fußgänger aufzunehmen. Andere Gruppen wurden angewiesen, Fußmärsche von 10 und mehr Kilometern anzutreten, bis zum Sammelplatz, wo Lkw, Personen- oder Güterzüge sie aufnehmen sollten.

Auf den Dörfern formierte sich die Bevölkerung zu einer Kolonne, damals »Treck« genannt, und fuhr unter einem »Treckführer« in ihren Wagen ab, die teils von Pferden, manchmal auch von Ochsen und Kühen gezogen wurden. Arme Dorfbewohner, die kein eigenes Gespann besaßen und für die der Platz auf dem Wagen des Nachbarn nicht mehr reichte, gingen zu Fuß, zogen ihre Habe auf Handwägelchen und führten ihr ganzes lebendes Inventar, die Ziege oder den Hund, mit.

Ein Augenzeuge der damaligen Zeit, ein Pole, als Arzt in Breslau, beschreibt den Anblick der Räumungskolonnen: »Erschöpfte Pferde schleppten sich mit gesenkten Köpfen dahin, langsam, wie in einem Leichenzug. Auf den Wagen konnte man das ganze Elend eines Menschengeschlechts sehen, das die Heimat verlor, das fuhr, und nicht wusste, wohin. Das nicht einmal wusste, wo es beim Hereinbrechen der Nacht ein Dach über dem Kopf finden sollte. Die Wagen waren bis zum letzten vollgestopft mit Hausrat, Kisten, einfachen Lebensmitteln, Kartoffeln und trockenem Brot; obenauf Federbetten, Decken, Planen. Und auf all dem abgestumpfte Menschen, vor allem Frauen und Kinder. - Und der Frost wird immer schlimmer. Die Männer und die älteren Kinder gehen neben dem Wagen, hier und da schleppt sich ein hinkendes Ersatzpferd hinter dem Wagen her, oder ein abgemagerter, vor Kälte zitternder Hund, der an die Holme des Leiterwagens angekettet ist. Plötzlich bleibt die ganze Kolonne stehen; man hört unterdrückte Worte des Unwillens, leise Verwünschungen: auf der vereisten Fahrbahn ist ein Pferd ausgerutscht, gestürzt und hat sich das Bein gebrochen. Der ganze Treck muss halten. Langsam setzt er sich dann wieder in Bewegung, -weiter nach Westen. Die Dunkelheit bricht herein, aber noch bis weit in die Nacht hört man immer wieder das Geratter neuer Flüchtlingstrecks«.

Die Fahrtrouten waren streng vorgeschrieben. Öfters wurden jedoch Umleitungen erforderlich. Gründe dafür waren Truppenbewegungen, verminten Straßen, der Bau von Panzersperren, Artilleriefeuer oder Luftangriffe. Unter günstigen Bedingungen konnte ein Treck anfangs bis zu 45 Kilometer am Tage zurücklegen. Die ursprünglichen Organisationspläne wurden oft durch die harten Fakten durchkreuzt. So erfolgte die Flucht unter härtesten Witterungsbedingungen. In der zweiten Januarhälfte 1945 erreichten die Temperaturen vielfach 15, ja sogar mehr als 20 Grad unter Null. Ein beißender Wind trieb kleingekörnten Schnee mit sich, winzige harte Kristalle peitschten unbarmherzig die Gesichter. Später setzte Tauwetter ein. Es fiel feiner Schnee, teils mit Regen vermischt; es wurde neblig, in den Nächten gab es Glatteis.

In den Sudeten stauten sich die Ströme der Flüchtlingstrecks. Auf den steilen Gebirgstrassen blieben die Wagen stehen. Tage und Nächte warteten sie darauf, weiterfahren zu können. Die

mitgeführten Kühe und Schafe wurden an den Straßenrand getrieben, wo sie im Schnee einsanken. Die überladenen Wagen konnten auf der ansteigenden, glatten Straße nicht vorankommen. Frauen brachten auf den Wagen Kinder zur Welt, auf den Wagen aber wurde auch gestorben. Ein erschütterndes Bild bot ein Wagen, mit einer Plane bedeckt, von der Eiszapfen aus gefrorenem Blut herabhingen. Auf dem Wagen hatte während der Fahrt eine Geburt stattgefunden.

Die Bahnhöfe, besonders in den größeren Städten wie in Breslau, aber auch die in Schweidnitz und Königszell, waren überfüllt von Leuten, die verängstigt das bedrohte Gebiet so schnell wie möglich verlassen wollten. Mütter mit Kleinkindern, Schwangere, alte Leute, die sich nur mühsam mit ihren Stöcken fortbewegten, mitten unter ihnen eine große Schar von Kindern und jungen Frauen - viele Stunden, ja ein bis zwei Tage müssen sie warten - bei bitterer Kälte! - bis zur Bereitstellung eines Räumzuges. Dann drängeln sie sich hinein, obwohl er nur eine begrenzte Zahl mitnehmen kann. In dem schrecklichen Gedränge verlieren die mit Gepäck beladenen Mütter ihre Kinder. Deren Namen werden über Lautsprecher ausgerufen, aber oft meldet sich die Mutter nicht mehr. Umgekehrt kam es auch vor, dass Mütter ihre Kinder vergeblich suchten. Im Gedränge auf dem Breslauer Bahnhof wurden viele Kinder erdrückt oder zu Tode getrampelt. Manchmal gab es auch auf den Bahnhöfen infolge der Angst und des Schreckens der Flucht Frühgeburten.

Besonders schwer hatten es die Gruppen, die zu Fuß evakuiert wurden. Unüberschaubare Scharen von Frauen und Kindern, mit Kinderwagen oder Handwägelchen, zogen auf schnee- und eisbedeckten Straßen dahin. Die kleinen, leichtgebauten Wagen fielen in Schneewehen und bei Eisglätte rasch auseinander. Die Habseligkeiten mussten dann in der Hand weitergeschleppt werden, so dass die Kolonnen sich sehr langsam fortbewegten. In den Gräben entlang der Fluchtstraßen lag viel weggeworfenes Gepäck, das die Flüchtenden nicht mehr weitertragen konnten.

Häufig waren die Sammelplätze für die zu Fuß Evakuierten weit vom städtischen Abmarschplatz entfernt. So mussten einige Flüchtlinge aus Breslau etwa 50 km bis nach Königszell marschieren, um dort einen Zug zu besteigen. Eine andere Gruppe aus Breslau durfte nur die Kleinkinder auf einen Lkw laden, die Mütter hingegen mussten mit den größeren Kindern zu Fuß nach dem etwa 120 km entfernten Lauban gehen. Auch einige Flüchtlinge aus Schweidnitz marschierten etwa 25 km nach Nieder-Salzbrunn und stiegen erst dort in den Räumzug.

Besonders unter denen, die zu Fuß oder auf offenen Fahrzeugen evakuiert wurden, hielt der Tod reiche Ernte. Viele erfroren unterwegs, besonders Alte und Kinder. Die Leichen wurden in die Straßengräben gelegt oder auf den Wagen bis zum Ort des nächsten Haltes mitgenommen, um sie dort beerdigen zu lassen. Besondere »Suchkommandos« räumten die Leichen aus den Straßengräben. Eine dieser Abteilungen fand in der Nähe von Breslau, möglicherweise in Richtung Schweidnitz, auf einem verhältnismäßig kurzen Straßenabschnitt angeblich über 400 Leichen von Kindern und Erwachsenen. Viele Flüchtlinge kamen an ihren nächsten Aufenthaltsort mit Lungenentzündung, schweren Erfrierungen und anderen Erkrankungen, die sie sich unterwegs zugezogen hatten. Häufig führten sie bald zum Tode.

Auch die Unterbringung in den Städten, in denen die Flüchtlinge kürzer oder länger bleiben sollten, war oft schwierig. Meist wurden sie in Schulen oder verschiedenen Sälen, etwa in Kinos, untergebracht, wo sie gewöhnlich auf Strohschütten schlafen mussten. Viele aber mussten auch mit dem Nachtquartier in einer eiskalten Fabrikhalle oder einer Scheune vorliebnehmen. Nur einige wurden in Wohnungen eingewiesen, die dann völlig überfüllt waren. Die Städte, durch die sich die Flüchtlingsmassen wälzten, darunter Schweidnitz, Freiburg, Waldenburg, Glatz, waren ungeheuer überbevölkert. Man sagt, dass sich in Schweidnitz, das 1939 39 052 Einwohner hatte, Ende Januar 1945 bis zu 88 000 Personen aufhielten. Infolge der Überbevölkerung stieg auch der Kauf von Lebensmitteln, so dass die Grundnahrungsmittel, besonders Brot und Kartoffeln, noch knapper wurden. Die Preise auf dem Schwarzen

Markt erreichten unwahrscheinliche Höhen, überstiegen sogar das Hundertfache des amtlich festgesetzten Preises. Ein Brot kostete damals angeblich auf dem Schwarzen Markt bis zu 250,- RM, Manche Flüchtlinge kehrten auch wieder illegal an ihren festen Wohnsitz zurück, wenn dieser noch nicht in der Frontlinie lag. Sie versuchten Lebensmittel, Kleidung, Bettzeug und andere Habe fortzuholen, die sie bei der überraschenden Flucht nicht hatten mitnehmen können.

Ganz besonders schwer war das Schicksal der evakuierten Ausländer, besonders der KZ-Häftlinge, der Kriegsgefangenen und der Zwangsarbeiter, die aus dem gesamten besetzten Europa stammten, von denen aber die meisten Polen waren. Die KZ-Häftlinge, u. a. aus den Nebenstellen des etwa 20 km von Schweidnitz entfernten Lagers Groß-Rosen, wurden unter Bewachung auf langen Märsche durch Schnee und Eis getrieben. Am 21. Januar marschierten einige Tausend Häftlinge aus dem Zweiglager bei Jeltsch in Kolonne Richtung Stammlager ab. Sie gingen einige Tage ohne Nahrungsmittel und Wasser. Sie aßen Schnee. SS-Leute töteten die Erschöpften. Als sich schließlich die Überlebenden ins Lager Groß-Rosen schleppten, waren alle krank und hatten Erfrierungen an Händen, Beinen, Ohren und im Gesicht.

Am 24. Januar rückten auch die Häftlinge des Unterlagers Dyhernfurth zu Fuß ab. Schon nachdem sie die ersten Kilometer zurückgelegt hatten, begannen die SS-Leute am Ende der Kolonne die Häftlinge zu töten, die aus Erschöpfung mit den anderen nicht Schritt halten konnten. Die Ermordeten wurden nicht begraben; sie blieben im Straßengraben liegen, Selbst die kranken Häftlinge, die sich bis dahin im Revier befunden hatten, wurden in der Januarkälte ohne Schuhe und warme Oberbekleidung durch den Schnee getrieben. Viele hatten noch nicht einmal Wäsche. Sie umwickelten die Füße mit Lappen, die von Bindfäden gehalten wurden, und hängten sich eine Decke um die Schultern. Sie stürzten im unebenen Gelände, sie blieben in Schneewehen stecken. Viele erhielten den Todesschuss, aber mancher blieb auch einfach seinem Schicksal überlassen. Nur zehn Häftlinge aus dem Revier schleppten sich bis ins Lager Groß-Rosen.

Anfang Februar erlaubte es die Nähe der Front nicht mehr, die Häftlinge des Lagers Groß-Rosen zu Fuß in Marsch zu setzen. Sie wurden am Bahnhof des Ortes in Züge verladen. In offene 20-Tonnen- Kohlenwagen wurden durchschnittlich je 160 bis 200 Leute gepfercht. Die Züge fuhrten über Jauer und Freiburg nach Mittel- oder Westdeutschland, nach Österreich und Böhmen, oder über Schweidnitz südlich nach Böhmen. In jedem Waggon starben Häftlinge, denen für den zwei Wochen dauernden Transport ein Laib Brot und eine Konservendose mitgegeben worden war. Wenn der Zug durch eine Stadt fuhr, mussten sich die Häftlinge schnell niederkauern und sich hinter der niedrigen Wand des Kohlenwagens verstecken. Auf die, die das nicht schnell genug schafften, schossen die Posten. Einige Häftlinge wurden auch erschossen, weil sie vor Durst versucht hatten, Schnee von den Waggonkanten zusammenzukratzen. In den Wagen befanden sich auch deutsche Häftlinge (Kriminelle), die, mit langen Messern bewaffnet, ihrer Mordlust freien Lauf lassen konnten. In manchen Waggonen blieb nur die Hälfte der Insassen am Leben.

Die in Niederschlesien in der Industrie oder der Landwirtschaft arbeitenden Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter wurden in der Regel zu Fuß evakuiert. In Eilmärschen wurden sie tief ins Land hineingeführt. Augenzeugen berichten, dass sie mitten unter den fliehenden Deutschen oft vorbeiziehende Kolonnen von uniformierten Kriegsgefangenen oder von Zwangsarbeitern in Zivil sahen. Manche zogen auf Rodelschlitten ihr Gepäck. Viele litten an eiternden Beinwunden von Erfrierungen oder durch Wundlaufen. Einige Zwangsarbeiter, ausnahmsweise auch Kriegsgefangene, führten teilweise die Gespanne, mit denen die deutsche Zivilbevölkerung floh. Es fehlte an Wagenführern, weil die Männer zwischen 16 und 60 Jahren zum »Volkssturm« eingezogen wurden. So mussten Wagen sogar von sechsjährigen Dorfkindern geführt werden.

Als sich die Front noch einmal stabilisierte, wurden die evakuierten Zwangsarbeiter in sog. Ausländerauffanglagern untergebracht. Diese entstanden oft ziemlich nahe hinter der Front. Die dort festgehaltenen Männer wurden u. a. beschäftigt beim Bau von Panzersperren und -gräben, beim Minenlegen, beim Munitionstransport mit Pferdegespannen - oft unter Beschuss - und bei der Wartung von Flugplätzen. Nach Luftangriffen arbeiteten sie auch bei der Freimachung der Straßen, bei Aufräumarbeiten an zerstörten Gebäuden; im Frühjahr 1945 waren sie bei der Frühjahrsbestellung auf den Feldern im evakuierten Gebiet hinter der Front tätig.

Die Lager befanden sich in verlassenen Schul- oder Fabrikgebäuden, oft auch in Holzbaracken. Hier wurden Männer, Frauen und Kinder gemeinsam festgehalten. Dadurch unterschieden sie sich von den im Krieg bestehenden Ausländerlagern, die nach Geschlechtern getrennt waren. Es wimmelte von Menschen wie in einem Ameisenhaufen. Die Leute zogen sich zum Schlafen nicht aus; die primitivsten hygienischen und sanitären Einrichtungen fehlten. Wochenlang konnten sie keine Wäsche wechseln. Die Menschen stanken und hatten Läuse. Vielfach erkrankten sie an der Ruhr.

Die Ausländer wurden durch SS-Leute oder Wlassow-Truppen, die sich durch besondere Grausamkeit auszeichneten, bewacht. Die Arbeit begann im Morgengrauen und dauerte bis in die Nacht. Die Lagerinsassen gelangten zu Fuß zu ihren Arbeitsplätzen, die manchmal in weit entfernten Ortschaften lagen. Zu essen gab es wenig, und die Qualität der Verpflegung wurde immer schlechter. Viele der Lagerhäftlinge erlebten die Befreiung nicht mehr.

Die Flüchtlinge in Schweidnitz

Im Januar 1945 hielten sich in Schweidnitz im Altersheim (im Gebäude des 1941 aufgehobenen Ursulinenklosters) und bei Verwandten viele Berliner und Bewohner anderer deutscher Städte auf, die hierher - in den »Luftschutzkeller des Deutschen Reiches« - vor den ständigen Angriffen der alliierten Bomber in West- und Mitteldeutschland geflüchtet waren. In den letzten zehn Januartagen kamen auch viele Deutsche aus Oberschlesien, unter anderem aus Katowitz und Hindenburg, um bei Bekannten oder Verwandten Unterschlupf zu finden. Zur gleichen Zeit trafen hier organisierte Evakuiertentransporte aus Gebieten an der Ostgrenze Niederschlesien ein, die damals gerade von russischen Truppen besetzt wurden. Aus den Akten des Schweidnitzer Standesamtes ergibt sich, dass am 20. Januar Flüchtlinge aus den Kreisen Groß Wartenberg und Breslau kamen, am 22. 1. aus Bernstadt, Namslau, Trebnitz und Neumarkt, am 23. 1. aus den Landkreisen Falkenberg, Oppeln, Breslau, Oels und aus der Stadt Oels, am 24. 1. aus dem Kreise Neumarkt, am 26., 1. aus den Kreisen Trebnitz und Kreuzburg sowie aus der Stadt Oppeln, am 28. 1. aus Strehlen Stadt und Land, aus den Kreisen Namslau und Cosel, am 30. 1. aus dem Landkreis Brieg und den Städten Neisse und Falkenberg, am 31. 1. aus Brieg, am 7. 2. aus dem Kreis Leobschütz, am 8. 2. aus Militsch, am 10. 2. aus dem Kreis Rosenberg, am 15. 2. aus Grottkau und Lüben. Um den 25. Januar kamen auch Deutsche nach Schweidnitz, die ursprünglich in der ehemaligen Wojewodschaft Stanislaw (heute UdSSR) gewohnt hatten, dann aber unter Hitler in den Kreisen Sieradz und Kępno auf Höfen angesiedelt worden waren, die man den Polen weggenommen hatte. Sie kamen gewiss mit einem Wagentreck. Besonders viele Flüchtlinge strömten aus dem Oelser Gebiet nach Schweidnitz. Unter ihnen war der katholische Pfarrer von Oels, der in Schweidnitz einige seiner Pfarrkirider taufte, traute und wohl auch beerdigte.

Um den 10. Februar wälzte sich durch den Kreis Schweidnitz eine Welle von Flüchtlingen aus den nördlich der Stadt gelegenen Gebieten. Das waren u. a. Flüchtlinge aus Striegau, Puschkau, Laasan und Saarau, das heißt aus den Gebieten, die damals unmittelbar an der Front lagen. Einige der Flüchtlinge fuhren mit Räumzügen oder auf Wehrmachtlastwagen. Andere,

insbesondere Dorfbewohner, trecten. Ein Teil kam zu Fuß. Diese Flüchtlinge hatten besonders ungünstige Bedingungen, wovon die beträchtliche Zahl der auf der Flucht oder kurz danach gestorbenen Säuglinge, Kinder und alten Menschen zeugt. Die Verstorbenen wurden im Totenbuch des Standesamtes Schweidnitz registriert.

Dieses Totenbuch informiert uns auch darüber, dass während der Reise - wohl mit dem Zug - ein drei Wochen alter Säugling aus dem Kreis Ohlau erstickte. Ein anderer Säugling starb wohl durch Erfrieren auf dem Weg von Groß Tinz an der Lohe nach Schweidnitz. Ins Militär-lazarett wurde ein etwa sechsjähriger Junge eingeliefert, der wohl unterwegs verlorengangen war, nur seinen Vornamen kannte und bald nach der Einlieferung im Zustand völliger Erschöpfung starb. Vor dem Schweidnitzer Hauptbahnhof erlag ein 66 Jahre alter Bauer aus dem Kreis Brieg einem Herzinfarkt - sicher am Ende einer erschöpfenden Fahrt. Im Bahnhof verstarb eine 70jährige Flüchtlingsfrau aus Lüben.

Viele Flüchtlinge starben in den zwei Schweidnitzer Krankenhäusern, dem »Elisabeth- Krankenhaus« an der Reichenbacher Straße und dem Evang. Krankenhaus »Bethanien«, in Privatwohnungen oder in den Durchgangslagern in der Stadt. Als erstes dieser Lager entstand das sogenannte »Flüchtlingsheim« im »Volksgarten« in der Glubrechtstr. 5. Hier war ursprünglich der Sammelpunkt für die nach Schweidnitz einströmenden Flüchtlinge, in dem sie registriert und in Quartiere eingewiesen wurden. Schon am 22. Januar entstand ein weiteres Lager im Gebäude der Hindenburgschule an der Äußeren Kirchstr. 32. Seit dem 24. 1. ist die Entstehung eines Lagers im Gebäudekomplex des Kesselstifts am Ende der Waldenburger Str. dokumentiert. Hochbetagte Flüchtlinge wurden im Altersheim (Kupferschmiedestr. 19) oder im Städt. Versorgungshaus (Burgplan 4 - heute zerstört) untergebracht. Außerdem fanden Flüchtlinge Aufnahme in verschiedenen Schulgebäuden, Theatersälen, Kinos und Hotels, in letzteren hauptsächlich Mütter mit Kleinkindern.

Besonders viele der sehr alten Flüchtlinge starben an allgemeiner Erschöpfung, die zu Kreislaufinsuffizienz führte, an Lungenentzündung oder anderen Erkrankungen der Atemwege, aber auch infolge von Erfrierungen. Namen und weitere persönliche Angaben über die Verstorbenen festzustellen, gelang in vielen Fällen nicht. So wurden sie als Namenlose, größtenteils in Massengräbern, beigesetzt. Zu diesen Namenlosen zählen wir auch zwei in der Hindenburgschule Verstorbene, einen etwa 75jährigen Mann und eine ca. 65jährige Frau, polnischer oder russischer Nationalität. Nach den Angaben im Totenbuch des Schweidnitzer Standesamtes starben in Schweidnitz vom 22. Januar bis zum 23. Februar 1945 insgesamt 136 Flüchtlinge, davon 19 Kleinkinder bis zu einem Jahr und 99 alte Menschen über 60 Jahre.

Einige Flüchtlingsfrauen brachten kurz nach dem Eintreffen in Schweidnitz Kinder zur Welt. Manchmal hatte die Leibesfrucht während der anstrengenden Flucht Schaden gelitten, und das Kind wurde tot geboren. In den Unterlagen des Schweidnitzer Standesamts sind vom 23. 1. bis zum 12. 2. 1945 63 Lebendgeburten von evakuierten Frauen eingetragen.

Unter den Flüchtlingen in Schweidnitz befanden sich auch Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter. Darunter waren auch ein französischer Kriegsgefangener aus Strehlitz und ein Pole, der vorher in Ströbel gearbeitet hatte. Beide wurden Opfer eines russischen Luftangriffes. Polinnen und Russinnen, die hochschwanger nach Schweidnitz kamen, brachten hier ihre Kinder zur Welt. Die Ukrainerin Tosia trat unmittelbar nach der Geburt ihrer Tochter die beschwerliche Reise aus dem Kreis Ohlau nach Schweidnitz an; das Kind erkältete sich unterwegs und starb in Schweidnitz fünf Tage nach der Geburt.

Im Januar und Anfang Februar wurden noch in einigen Schweidnitzer Schulen weitere Reservelazarette eingerichtet. Diese Gebäude, z. B. die Pestalozzischule an der Grabenstraße oder die Friedrichschule an der Feldstraße waren mit riesigen Roten Kreuzen gekennzeichnet, um sie vor Luftangriffen zu schützen. Darüber hinaus befanden sich in Schweidnitz vom 18. Januar bis 10. Februar einige Feldlazarette, in denen Verwundete von den niederschlesischen Fronten behandelt wurden. Als Feldlazarett diente später auch das Elisabeth-Krankenhaus an

der Reichenbacher Straße. Gegen Kriegsende wurde es nach Böhmen verlegt, von wo das Krankenhauspersonal Ende Mai/Anfang Juni 1945 nach Schweidnitz zurückkehrte.

Die Front in der Nähe von Schweidnitz

Ende Januar bereitete die russische Führung die »Operation Niederschlesien« vor, die u. a. auf die Zerschlagung der deutschen Truppenansammlungen um Breslau und Dresden abzielte. Sie gehörten zur Heeresgruppe Mitte und sollten Schlesien verteidigen. Zur gleichen Zeit plante das deutsche Oberkommando einen Zangenangriff von Norden und Süden in die Flanke und den Rücken der an der Oder kämpfenden russischen Verbände, um die Front dadurch um einige zig Kilometer nach Osten zurückzuschieben. Bis Anfang Februar konzentrierten die Deutschen in Niederschlesien 37 Divisionen mit je 4000 bis 5000 Mann und verschiedene Kampfgruppen, die aus den Resten der in den bisherigen Kämpfen zerschlagenen Einheiten gebildet wurden. Die russische »Operation Niederschlesien« begann am 8. Februar, als die Rote Armee im Gebiet von Maltsch zum Angriff antrat. Sie stieß hier auf hartnäckigen Widerstand, zerbrach aber die Abwehr der 4. Panzerarmee und stieß noch am 8. Februar gegen Lüben, Kotzenau und Liegnitz vor. Trotz starker Gegenwehr konnte sie am 9. Februar Lüben, Liegnitz und Neumarkt einnehmen.

Ab dem 9. Februar traf im Schweidnitzer Gebiet, von Oberschlesien kommend, die 19. Panzerdivision ein. Zwischen Jauer und Striegau konzentrierte sich die 8. PD; im Laufe der nächsten Tage bezog die 20. PD Stellungen im Gebiet von Zobten. Am 10. Februar unternahmen die Deutschen den Versuch einer Gegenoffensive. Aus dem Raum Striegau stießen die 19. PD, durch einige Bataillone anderer Einheiten verstärkt, und die 8. PD vor. Unter großen Verlusten erzielten sie unbedeutende Geländegewinne im Gebiet der Autobahn zwischen Groß Baudis und Kostenblut. Die Autobahn bildete den einzigen Verbindungsweg aus dem Reich nach der von der Einschließung bedrohten Hauptstadt Schlesiens und wurde deshalb besonders heftig umkämpft. Der Vormarsch der Russen konnte aber nicht aufgehalten werden. Sie nahmen am 11. Februar Kostenblut und Kanth, stießen dann bis nach Rößlingen (früher Koberwitz) und Rothbach vor, wo sie aber in einen Kessel gerieten.

Am 10. und 11. Februar spielten sich südlich Liegnitz heftige Kämpfe mit den angreifenden deutschen Panzereinheiten ab. Auch südwestlich Breslau, im Gebiet von Ohlau, verstrickten sich die russischen Truppen in anhaltende Kämpfe mit deutschen Einheiten, die hartnäckig den südlichen Abschnitt des Breslauer Verteidigungsgürtels hielten. Die russische Armeeführung entschloss sich, ihre Kräfte neu zu gruppieren. Am 12. Februar schwenkten die im Raum Lauban-Löwenberg operierenden russischen Panzer- und mechanisierten Korps nach Richtung Südosten ein. Schon am Abend dieses Tages nahmen sie Jauer im Handstreich. Am gleichen Tag tauchten auch vier russische Panzer, die von Jauer nach Häslicht fuhren, in Groß Rosen auf, zogen sich aber auf demselben Weg durch den Wald nach Jauer zurück. Gutschdorf fiel ebenfalls am 12. Februar in die Hände der Russen, am 13. Februar wurde Striegau eingenommen.

In der Nacht vom 13. zum 14. Februar schloss die Rote Armee den Ring um Breslau. Die Deutschen versuchten um jeden Preis, diese Umklammerung zu zerreißen. Die im Raum Schweidnitz zusammengesetzte 19. PD griff am 14. Februar entlang der Achse Schweidnitz-Stephanshain-Altenrode (früher Gnichwitz)-Tinz in Richtung Breslau an. Sie wurde von der 8. PD unterstützt, und von der Ostseite des Zobtens stieß die 20. PD entlang der Straße Jordansmühl-Rößlingen (Koberwitz)-Domschau vor. Es gelang, bis Breslau durchzubrechen und einen schmalen Korridor entlang der Straße Rosenborn (Mörschelwitz)-Altenrode (Gnichwitz)-Malsen-Tinz zu öffnen. Durch diesen Korridor wurden einige deutsche Kampfeinheiten aus Breslau herausgezogen, doch nach gut 10 Stunden wurde er von den Rus-

sen wieder geschlossen. In der Nacht vom 15. zum 16. Februar wurde Breslau endgültig abgeriegelt.

Ab Mitte Februar stabilisierte sich die Front für die nächsten drei Monate unweit Schweidnitz entlang einer Linie, die heute im einzelnen nur noch schwer zu rekonstruieren ist. Sie verlief in der Gegend von Striegau entlang dem Striegauer Wasser ins Gebiet von Laasan und Raaben, führte entlang der Bahnlinie weiter nach Mettkau, von da bog sie nach Süden in Richtung Floriansdorf und Zobtenmassiv und verlief schließlich nach Albrechtzdorf gegen Osten in Richtung Bohrau. Man muss sich klarmachen, dass der nächstgelegene Frontabschnitt nur etwa 15 Kilometer vom Stadtzentrum von Schweidnitz entfernt war.

Noch einmal kam Bewegung in die Front bei Schweidnitz. Anfang März 1945 errangen die Deutschen Erfolge im Raum Lauban und beendeten damit die Unterbrechung der strategisch wichtigen Eisenbahnstrecke Görlitz-Lauban-Greifenberg-Hirschberg-Schweidnitz. Das erleichterte Truppenverschiebungen, und beträchtliche deutsche Kräfte begannen sich im Raum Schweidnitz und am rechten Ufer der Glatzer Neiße zu konzentrieren. In der Nacht vom 8. zum 9. März begann die deutsche 17. Armee eine Angriffsoperation. Die 208. ID und die 31. SSGrenadierdivision schlugen gegen Striegau los. Nach zähen Kämpfen mussten sich am 12. März die auf beträchtliche Breite auseinandergezogenen russischen Einheiten wegen der drohenden Einschließung Striegaus zurückziehen, konnten jedoch den deutschen Angriff nördlich der Stadt aufhalten. Im Gebiet von Schweidnitz, besonders östlich der Stadt, waren damals die Kräfte des 24. Panzerkorps zusammengezogen. Es war geplant, bei einem gleichzeitigen Ausfall der Belagerten, mit diesen Truppen auf Breslau vorzustoßen. Die russische Führung konnte jedoch diese Pläne entschlüsseln und ergriff geeignete Gegenmaßnahmen. Am 15. März begann ein Angriff der russischen Armee aus dem Raum Grottkau-Löwen. In dieser »Operation Oppeln« fielen am 18. März Zülz und Neustadt/OS., am 24. März Strehlen. Die »Operation Oppeln« bedeutete auch das Ende aller deutschen Pläne, aus dem Raum Schweidnitz erneut in Richtung Breslau anzugreifen.

Luftangriffe auf die Stadt

Bis 1945 verlief das Leben der Bewohner von Schweidnitz verhältnismäßig ruhig; es gab keine Luftangriffe, weder durch die Westalliierten noch durch die Russen. Der erste schwere Luftangriff erfolgte am Sonntag, dem 11. Februar 1945, während in den unweit Schweidnitz liegenden Gebieten südlich von Liegnitz und um Breslau schwere Kämpfe tobten. Die Flugzeuge tauchten plötzlich um 12.45 Uhr auf. Sie kehrten im Verlauf von 45 Minuten mehrmals zurück, warfen Sprengbomben kleineren Kalibers und feuerten mit Splittergeschossen aus ihren Bordwaffen. Die Bomben zerstörten einige Gebäude, sie trafen u. a. zwei Wohnhäuser in der Reichenbacher Str. 9 und 11 gegenüber der Kreuzkirche, das Haus von Lietsch Ring 30 an der Ecke Kupferschmiedestr., ein Wohnhaus in der Langstr. 17 (Pachaly), den mittleren Teil des Rathauskomplexes sowie das Haus Gerberstr. 20, zwei Häuser in der Herrenstraße und eines an der Ecke Ring/Hohstraße (Respondek).

Aus den geschriebenen Quellen wissen wir zuverlässig, dass eine der Bomben das Pfarrhaus neben der katholischen Pfarrkirche traf, wo sie vier Zimmer im 2. Stock beschädigte. Eine andere fiel am Kirchplatz auf das Häuschen Nr. 4, rollte den danebenliegenden Abhang hinunter und explodierte erst im Garten an der Kaiser-Wilhelm-Straße. Die Bomben, die auf den Luftschutzbunker fielen, der sich in den Kasematten der früheren Festung neben der Kirche befand, konnten die mächtigen Gewölbe nicht durchschlagen. Bei diesem ersten Angriff wurden außerdem bombardiert oder mit Bordwaffen beschossen: die Kaiser-Wilhelm-Straße, der Niedertorplatz, die Obere und Untere Ritterstraße, die Büttnerstraße, die Petersstraße, Vorwerkstraße, Glubrechtstraße, Obere Bolkostraße, und sicher auch noch andere Örtlichkeiten,

u. a. der Martin-Luther-Platz und die Moltkestraße, wenn sie auch nicht ausdrücklich in den Quellen erwähnt werden.

In der Woche nach dem ersten Angriff kamen die Flugzeuge erneut am Samstag, dem 17. Februar, und zwar um 13.30 Uhr. Diesmal wurden das mehrstöckige Haus Gartenstr.1, ein Haus in der Grünstr. (Nr. 4) und das Hotel »Hindenburg« an der Ecke Wilhelmsplatz/Am Bahnhof zerstört. Unter den Trümmern des Hotels starb ein Kellner; tödliche Verletzungen erlitt ein deutscher Offizier (Major oder Hauptmann Wessely) aus Wien. Fünfzehn Personen starben auf dem Bahnhofsgelände, das mit Flüchtlingen überfüllt war, die auf einen Räumzug warteten. Unter den Toten waren viele Schweidnitzer, aber auch einige Flüchtlinge aus Breslau. Beschossen oder mit Bomben belegt wurden diesmal folgende Straßen: Bahnhofstr., Freiburger Str., Vorwerkstr. und wahrscheinlich die Äußere Kirchstr., die Untere Bolkostr. und der Kanonenweg, wovon noch heute sichtbare Geschosseinschläge an der Friedhofsmauer der Vorwerkstraße und an den Gebäuden der Äußeren Kirchstr. 18 und des Kanonenwegs 3 zeugen, aber auch inzwischen hinter neuen Fassaden verborgene Spuren an alten Gebäuden der Unteren Bolkostr. (Parkseite)².

Unter den Opfern des zweiten Luftangriffs auf Schweidnitz waren auch drei Polen; zwei, deren Namen unbekannt geblieben sind, und der 51jährige Zwangsarbeiter Wawrzyniec Krakowski aus der Gegend von Lodz. Auch ein französischer Kriegsgefangener, der 41jährige Jean Parinaud aus Paris, wurde dabei getötet. Im Totenbuch sind 26 Opfer des ersten und 33 des zweiten Luftangriffs eingetragen. Die meisten starben an Ort und Stelle, nur 9 in den Krankenhäusern an den erlittenen Verletzungen. Bei den Bombardierungen kam es auch zu ungewöhnlichen Vorfällen. Ein Haus in der Herrenstraße etwa wurde durch eine Bombe so beschädigt, dass in einem Stockwerk ein Zimmer halb einstürzte, das Bett mit einer darin liegenden Frau aber stehenblieb. Die Feuerwehr musste sie mit der Leiter herunterholen. In dem zerbombten Haus von Lietsch Ecke Ring/ Kupferschmiedestr. sackte die ganze Familie, die gerade zu Mittag aß, mit ihrem Tisch ein Stockwerk tiefer, ohne Schaden zu leiden. Eine Frau, die ein Kind im Kinderwagen schob, geriet in den Bordwaffenbeschuss. Sie starb, während das Kind am Leben blieb, obwohl die Geschosse den Wagen durchlöchert hatten,

Auf Grund der vorliegenden Angaben können wir annehmen, dass es noch wiederholt zu kleineren Angriffen auf Schweidnitz kam. Am 20. Februar fielen Bomben auf das Reichsbahnausbesserungswerk an der Strehleener Straße, wobei eine Person starb. Am 21. Februar gegen 9 Uhr wurden wohl die Häuser Hohstr. 63 und 65 getroffen, wobei zwei Personen den Tod fanden. Anfang März 1945 war das Hauptziel der russischen Luftangriffe der Militärflugplatz neben der Straße nach Weizenrodau. Nach archivalischen Belegen starteten von diesem Fliegerhorst aus noch am 25. März deutsche Maschinen; nach mündlichen Berichten soll dies noch Anfang Mai der Fall gewesen sein. Angeblich landete auf diesem Platz am 6. Mai der Fieseler-Storch, mit dem Gauleiter Hanke Breslau verlassen hatte, nachdem er im Testament Hitlers zum Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei ernannt worden war. Das Flugzeug soll unmittelbar darauf zum Weiterflug nach Böhmen gestartet sein, weil Hanke sich ins Hauptquartier der dort stehenden Truppen (zu Generalfeldmarschall Schörner) begeben wollte. Seither fehlt jede Spur von ihm. Aus mündlichen Berichten ergibt sich auch, dass die russische Luftwaffe während der »Operation Oppeln« um den 3. März einen schweren Angriff auf diesen Flugplatz unternahm, wenige Tage später einen deutschen Truppentransport auf dem Bahnhof Niederstadt angriff und auch die Sandbrücke an der Reichenbacher Straße neben dem Elisabeth-Krankenhaus bombardierte.

Wie die Totenbücher beider Schweidnitzer Pfarreien angeben, wurden viele der Bombenopfer und der später in der Stadt Gestorbenen in Massengräbern oder in Einzelgräbern ohne Sarg beigesetzt. Massengräber wurden sowohl auf dem katholischen Neumühlwerkfriedhof wie auf dem heute aufgelassenen evangelischen Friedhof an der Vorwerkstraße, östlich der Straße nach Saarau, angelegt. Manche Opfer der Luftangriffe konnten nicht identifiziert werden. So

wurden auf der Langstraße in der Nähe des Hauses Nr. 17 die sterblichen Überreste von drei unbekanntem Frauen gefunden, und auf dem Bahnhof wurden zwei Leichen nicht identifiziert. Die Leiche einer der Frauen, die bei der Bombardierung des Hauses Langstr. 17 starben (Frau Pachaly), wurde erst fünf Wochen später, im März 1945, aus den Trümmern geborgen. Ebenfalls im März wurden noch die Leichen von vier Personen aus dem Schutt der Häuser in der Langstr. 17, Gartenstr. 1, Gerberstr. 20 und Hohstr. 63-65 geborgen. Seit Mitte Februar arbeitete auf dem katholischen Friedhof nur noch ein Totengräber. Die Beerdigungen fanden meist ohne Geistlichen und ohne die üblichen Trauerfeierlichkeiten statt. Die Leichen wurden von Gelegenheitsarbeitern vergraben, sicher auch von polnischen Zwangsarbeitern. Das kann man daraus schließen, dass am 17. Februar ein Pole unbekanntem Namens während der Beschließung der Stadt durch Tiefflieger auf dem evangelischen Friedhof fiel.

Die materiellen Schäden durch die Luftangriffe wären beträchtlich höher ausgefallen, wenn nicht viele Bomben die Häuser verfehlt oder sich als Blindgänger erwiesen hätten. Die Splitterbomben und Bordwaffengeschosse beschädigten jedoch viele Hausdächer, was dazu beitrug, dass alte Häuser zu Ruinen wurden, besonders in der Nonnen- und der Herrenstraße.

Die Räumung von Schweidnitz

Als die Rote Armee gegen Ende der ersten Februardekade die sogenannte »Operation Niederschlesien« eröffnete, musste man ein rasches Übergreifen der Kampfhandlungen auf den Schweidnitzer Raum befürchten. Deshalb wurde die Räumung der Stadt von den dort befindlichen Flüchtlingen vorrangig eingeleitet. Sie fuhren in Zügen über Königszelt/Waldenburg Richtung Westen oder über Reichenbach, Kamenz und Glatz nach dem Süden, wobei die meisten über Friedland ins Sudetenland und nach Böhmen weitergeleitet wurden. Die Wagenkolonnen nahmen hauptsächlich den Weg nach Südwesten, über Kynau und Wüstegiersdorf und gelangten bis in die Gegend von Prag, teilweise sogar bis nach Bayern.

Am Tag nach dem ersten Luftangriff, also am Montag, dem 12. Februar, als russische Panzer sich 22 km von der Stadt entfernt auf Häslicht zubewegten, wurde die Evakuierung der ortsansässigen Schweidnitzer Einwohner, einschließlich der Arbeiter und Angestellten der Betriebe, angeordnet. Der Befehl wurde über Lautsprecherwagen bekanntgegeben. Die Bevölkerung verließ Schweidnitz mit der Bahn, mit Kraftfahrzeugen, besonders Wehrmachts-Lkw, mit Pferdegespannen oder auch zu Fuß. Nach mündlichen Zeugenaussagen wurden die Räumzüge mit oft mehr als zehnstündiger Verspätung auf dem Hauptbahnhof, dem Bahnhof Niederstadt, dem Bahnhof Kroischwitz oder sogar in Bad Salzbrunn bereitgestellt. Mit einem in Kroischwitz eingesetzten Zug fuhren die Familienangehörigen der deutschen Soldaten nach Sachsen. Mit einem anderen Zug wurde eine Gruppe Schweidnitzer Frauen evakuiert, von denen viele beim britischen Flächenbombardement von Dresden am 13./ 14. Februar ums Leben kamen. Mit einem Möbelwagen begab sich ein Schweidnitzer Spediteur auf den Weg nach Böhmen. Die Nachbarn, die er mitgenommen hatte, ließ er in Neurode zurück. Eine Arbeiterfamilie aus der Äußeren Kirchstraße wollte die Stadt nicht verlassen und versteckte sich deshalb in einem Gasthaus. Von dort brachten sie Soldaten gewaltsam fort, luden sie auf einen Lkw und verfrachteten sie über Glatz nach Böhmen. Die Mutter der Familie kehrte allerdings nach zwei Tagen heimlich nach Schweidnitz zurück, um in der Wohnung zurückgebliebene Betten und Wäsche zu holen. Auch andere Evakuierte, die sich in der engeren oder weiteren Umgebung, z. B. in Glatz, aufhielten, stahlen sich oft mehrmals in die verlassene Stadt, um von dort notwendige Gegenstände zu holen. Die Räumung dauerte die ganze Woche, wovon auch die Tatsache zeugt, dass beim Luftangriff am 17. Februar noch viele Menschen auf einen Räumzug warteten.

Die Fahrt nach Böhmen dauerte für manchen Schweidnitzer unter den Kriegsbedingungen bis zu zehn Tagen; der Wagentreck durch Böhmen nach Bayern dauerte sogar sechs Wochen. Am Ende ihrer Reise wurden die Flüchtlinge in Schulen untergebracht, wo sie auf Strohschütten schliefen, in Lagerbaracken, oder in Privatquartieren bei der ortsansässigen Bevölkerung. Unter den nach Böhmen Evakuierten war auch eine Gruppe von polnischen Zwangsarbeiterinnen, die in den Magnesit-Werken (Weißenberg) beschäftigt waren. Sie mussten sich Mitte Februar beim Sammelpunkt Arbeitsamt, Waldenburger Str., treffen, von wo sie in Schnee und Eis unter Bewachung in Richtung tschechischer Grenze abmarschierten. Auf Selbstverpflegung angewiesen, überstanden sie Tieffliegerangriffe und übernachteten in eiskalten, verlassenen Fabrikgebäuden. Unterwegs begegneten sie einer Kolonne ausgemergelter KZ-Häftlinge, die von SS-Leuten misshandelt wurden. Sie sahen auch, wie dressierte Hunde die Leiber der Häftlinge in den Graben rissen. Die Frauen wurden nach Trautenau geführt, wo sie in einer Fabrik arbeiteten und im Mai 1945 durch die Rote Armee befreit wurden.

Im Februar 1945 war Schweidnitz noch nicht völlig leergefegt. Bleiben mussten die Einwohner, die unentbehrlich schienen, und deshalb von der militärischen Führung Sondergenehmigungen für den Aufenthalt erhalten hatten. Dazu gehörten die Mitglieder der Feuerwehr, die Polizei, ein Staatsanwalt, einige Verwaltungs- und Wirtschaftsangestellte, die Arbeiter der städtischen Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke, Elektriker, Bäcker, Fleischer, Ärzte, Apotheker, Geistliche beider Konfessionen. Zusammen mit ihren Betreuern blieben auch einige hochbetagte Bürger zurück, denen man die Strapazen der Räumung nicht zumuten konnte, entweder in Privatwohnungen oder im Altenheim an der Sedanstr. 1. Im geräumten Schweidnitz blieben auch der aus dem KZ geflohene Jude Josef Blumenfeld (kürzlich gestorben), der sich im Hause der Frau Agnes Faron, Kupferschmiedestr. 20, versteckt hielt, und ein in der Hohlstraße verborgener Deserteur der deutschen Wehrmacht.

Damit sich die Feuerwehr trotz der drohenden Luftangriffe ihre Bewegungsfreiheit erhielt, wurde sie samt Ausrüstung in Nieder-Weistritz und Bögendorf einquartiert. Einer ihrer Mitglieder berichtet (siehe TR Jg. 72/Nr. 1), dass die Wehr im Frühjahr 1945 nicht mehr viel zu tun hatte, weil es im menschenleeren Schweidnitz nichts zu löschen gab. Die Feuerwehrleute beobachteten jeden Abend das russische Aufklärungsflugzeug, im Volksmund »Kaffeemühle« oder »Nähmaschine« genannt, das regelmäßig an den Vorhöhen der Sudeten entlangflog. Später, gegen Ende des Krieges, erhielt die Feuerwehr am 6. Mai den Befehl, sich nach Böhmen abzusetzen. Von dort kehrte sie aber nach wenigen Tagen, kurz nach der Kapitulation, mit ihrer ganzen Ausrüstung wieder nach Schweidnitz zurück.

Schon vor der Evakuierung gab es in Schweidnitz einige Selbstmorde, teilweise nach vorheriger Tötung der Familienangehörigen. Vor allem alte Leute wählten lieber den Freitod als die beschwerliche Reise ins Ungewisse. Aber auch mancher tötete sich, für den die Existenz des Dritten Reiches das endgültige Lebensziel bedeutet hatte und der im Untergang des Reiches die totale Katastrophe hereinbrechen sah. Das Totenbuch des Standesamtes und die Sterbebücher der Schweidnitzer Pfarreien zeugen von solchen Selbstmorden. So vergifteten sich am 21. Januar zwei Schwestern, 74 und 83 Jahre alt, mit Leuchtgas, am 22. Januar eine 82jährige Rentnerin mit ihrer 42jährigen Tochter. Am 23. Januar warf sich in der Höhe des Hauses Burgstr. 19 ein 51jähriger Flüchtling aus dem Kreis Oels, dessen Frau in Groß-Rosen war, vor die Räder eines Lastwagens.

Am 28. Januar töteten Eltern ihre zwei Kinder von 5 und 4 Jahren mit Gas; am 29. Januar erhängte sich ein Rechtsanwalt aus Breslau. Am 3. Februar vergiftete sich eine 82jährige Witwe mit Gas, am 15. Februar eine 23jährige Verkäuferin, am 21. Februar eine 60jährige Frau. Um den 28. Februar tötete eine 43jährige verheiratete Frau sich und ihre 79jährige Mutter. Vorher hatte sie ihren kleinen Sohn evakuieren lassen. Er ist heute Arzt in der Bundesrepublik. Am 2. März fand man die Leichen eines durch Gas getöteten Ehepaares im Alter von 76 und 70 Jahren und am nächsten Tag die eines 51jährigen Schweidnitzer Staatsanwalts

und seiner Familie, der 48jährigen Ehefrau und deren Schwestern im Alter von 60 und 59 Jahren. Am 8. März wurden in ihrer Wohnung die Leichen einer verheirateten 79jährigen und einer 80 Jahre alten Frau gefunden, die sich mit Gas vergiftet hatten. Zwischen dem 23. und 25. März erschoss sich ein 35jähriger Verwaltungsangestellter, am 29. März fand man zwei mit Gas vergiftete Freundinnen, eine 63jährige Ehefrau und eine 70jährige Witwe. Eines natürlichen Todes starben in der Stadt vom 24. Februar bis zum 7. Mai 1945 nur 16 Personen deutscher Nationalität, alle in fortgeschrittenem Alter.

Im Vorfrühling und im Frühling 1945, als Eis und Kälte vorbei waren, und sich zeigte, dass die Lage an der Front sich stabilisiert hatte, begannen einige Schweidnitzer, die etwa im Eulengebirge oder dem Landeshuter Bergland untergebracht waren, heimlich in die Stadt zurückzukehren. Sie ernährten sich von Vorräten, die besonders in Gaststätten lagerten, und versteckten sich vor den Militärstreifen, die ihre ganze Härte gegen Soldaten richteten, die sich von ihrer Einheit entfernt hatten und deshalb für Deserteure gehalten wurden. Noch Anfang Mai wurden viele solcher Soldaten erschossen und in einer Grube in der Nähe des Friedhofes von Weizenrodau begraben. Wie wenig sich manche Einwohner vor der Front fürchteten, beweist u. a., dass am 13. April die Leiche einer in Silberberg verstorbenen Frau von dort nach Schweidnitz überführt und wohl im Familiengrab auf dem Schweidnitzer Friedhof beigesetzt wurde. Im April setzte sich sogar eine evakuierte Familie in Prag in den Zug und reiste über Berlin illegal nach dem Bahnhof Kroischwitz.

Als nach Beginn der »Operation Prag« am 6. Mai 1945 die totale Räumung von Schweidnitz angeordnet wurde, verließen einige der noch legal oder illegal in der Stadt Wohnenden ihr Domizil. Sie flüchteten bei schönem Wetter zu Fuß oder mit dem Fahrrad. Weit kamen sie nicht, denn die Rote Armee holte sie bald ein.

Die ausländischen Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen und Häftlinge im geräumten Schweidnitz.

Gegen Kriegsende befanden sich in Schweidnitz Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge aus Strafanstalten oder KZ-Lagern aus insgesamt neun Nationen: Belgier, Franzosen, Italiener, Russen, Ukrainer, Litauer, Esten, Tschechen und viele Polen. Unter den letzteren waren auch solche, die nach dem Warschauer Aufstand hierher gekommen waren. Groß war auch die Zahl der Polen aus Tschenstochau und dem Revier von Dombrowka, Opfer der von der Besatzungsmacht auf den Straßen veranstalteten Menschenjagden. Manche Zwangsarbeiter, vor allem die, die mit Angehörigen kamen, wohnten in Privatwohnungen, meist in Dachkammern, bei den Deutschen, für die sie arbeiteten, etwa als Küchenhelfer oder als Schustergeselle. Der größte Teil aber arbeitete in den Schweidnitzer Industriebetrieben und war in großen Lagern, den sogenannten »Arbeitslagern« untergebracht. Sie wohnten u. a. in den Baracken an der Strehleener Str. 33-37 in der Nähe des damaligen RAW, in Baracken an der Kreuzung Kletschkauer Str./ Buttermilchweg (wahrscheinlich auf dem Gelände der Fa. Främb's & Freudenberg), in der Freiburger Str. 28, auf dem Dachboden der Fa. Weißenberg in der Reichenbacher Str. 51, in Räumlichkeiten an der Grunauer Str. und an vielen anderen Stellen, die heute nur noch schwer zu lokalisieren sind.

Einige Zwangsarbeiterinnen brachten in den Schweidnitzer Krankenhäusern Kinder zur Welt. Solche Kinder starben häufig in dem von Evangelischen Diakonissinnen geführten Kleinkinderheim an der Unteren Ritterstr. 1, hauptsächlich an Krankheiten, die durch Unterernährung und Erkältungen verursacht waren.

Die belgischen Kriegsgefangenen lebten in einem Gebäude im Park in der Feldstr. 1 (Gaststätte »Waldschlößchen«) und in einem Saal der Gaststätte »Stadt Reichenbach« in der Grunauer Str. 1. Die Franzosen waren in einem Haus in der Moltkestr. 7 (Gasthaus »Goldenes Roß«)

einquartiert, die Italiener beim RAW. Außerdem lebten Kriegsgefangene in kleineren Gruppen an verschiedenen anderen Stellen der Stadt, u. a. auf dem Fliegerhorst.

Im zeitigen Frühjahr 1945 entstanden in Schweidnitz Lager für Zwangsarbeiter aus den total geräumten Gebieten, die entweder schon von Russen besetzt waren oder dicht hinter der Front lagen. Diese Lager befanden sich in den vom RAD verlassenen Baracken am Wilkauer Weg und im Kesselstift, das inzwischen von den deutschen Flüchtlingen geräumt worden war. Ein Lagerinsasse vom Wilkauer Weg, ein 16jähriger Pole, musste mit einem Pferdegespann von Landeshut bis in das nahe der Front gelegene Mettkau Munition fahren. Der Transport wurde häufig von Tieffliegern beschossen. Eine Gruppe polnischer Mädchen aus diesem Lager - unter ihnen viele Warschauerinnen - musste im Frühjahr 1945 die Felder in Weizenrodau bestellen.

Im Januar und Februar, wahrscheinlich bis zur Räumung der Stadt, waren auch im Gefängnis in der Rosenstraße Häftlinge untergebracht. Einer davon war der 38jährige Koch und Kellner Maroau (sic! vielleicht verschrieben für Marian?) Simas aus Paris, der am 12. Januar angeblich an Herzschwäche und Lungenentzündung starb. Ein anderer Franzose, der 23jährige Gerard Massot aus Fontainebleau, starb am 6. Februar, angeblich an Entkräftung und Herzschwäche, wahrscheinlich nach einem Fußmarsch aus dem Breslauer Gefängnis nach Schweidnitz. Das Ansteigen der Sterbezahlen um die Wende vom Januar zum Februar scheint darauf hinzudeuten, dass Häftlinge damals - wohl zu Fuß - aus anderen Gefängnissen im Zuge der Evakuierung nach Schweidnitz verlegt wurden. In der Zeit vom 23. Januar bis 6. Februar ist im Sterbebuch des Standesamtes der Tod von fünf Gefangenen eingetragen.

Bis zum März 1945 bestand in Schweidnitz auch eine Zweigstelle des Konzentrationslagers Groß-Rosen, das »Kommando Schweidnitz«. Sie entstand in der ersten Hälfte des Jahres 1944. Zu ihr gehörten etwa 200 Häftlinge, die in zwei Arbeitskolonnen arbeiteten. Eine kleinere Gruppe umfasste einige zig Personen und war für Aushilfs- und Bauarbeiten bestimmt; eine größere war mit der Reparatur von Eisenbahnwaggons im RAW beschäftigt. Die Häftlinge des »Kommandos Schweidnitz« hatten ihr Lager auf dem Gelände der heutigen Zakłady Elektrotechniki Motoryzacyjnej (Reichenbacher Str. 29, damals zu HELIOWATT gehörend) und wohl im Reichsbahnausbesserungswerk. Im März 1945 wurden die Häftlinge in die Gegend von Zittau evakuiert.

Über Morde an Häftlingen oder andere Todesfälle unter den Angehörigen des »Kommandos Schweidnitz« gibt es keine Zeugnisse in uns erreichbaren Quellen. Es könnte aber sein, dass Skelette, die man an mehreren Stellen ausgrub (z. B. im Hof des Untersuchungsgefängnisses an der Rosenstraße, auf dem Gelände der früheren Firmen Weißenberg und Lempert an der Reichenbacher Straße und bei der Städt. Kläranlage), Beweise für an Häftlingen verübte Verbrechen darstellen³.

Die Akten des Standesamts verzeichnen auch Todesfälle von Ausländern im geräumten Schweidnitz. Neben den schon erwähnten Opfern der russischen Luftangriffe sind in der Zeit vom 25. Februar bis 1. Mai 1945 folgende Sterbefälle aufgezeichnet: der Tod des in Moskau geborenen 36jährigen Sergii Simin aus dem Lager an der Strehleener Straße; der 43jährigen verheirateten Frau Jozefa Knop; der 44jährigen Elzbieta Kapral, Witwe, und ihres elfjährigen Sohnes Stanislaw; dreier gerade dem Säuglingsalter entwachsener Kinder. Bei all diesen Personen, die der polnischen Nation angehörten, war meistens die Ruhr Todesursache. Sie hatten im Lager an der Kletschkauer Straße gelebt. Im Kesselstift starben im Monat vor der Befreiung zwei Warschauer: ein 31jähriger Lokheizer und sein Schwager, ein 25jähriger Lokomotivführer. Beide starben am Genuss von Methylalkohol. Im Lager am Fliegerhorst starben ein 19 Monate altes polnisches Kind und der vier Monate alte Säugling der italienischen Familie Zoratty, letzterer in der Woche vor der Befreiung.

Es ereigneten sich auch Todesfälle unter rätselhaften Umständen. Am Wilkauer Weg wurde in der Nähe der Baracken in der Nacht vom 5. auf den 6. April ein 68jähriger Deutscher, von

Beruf Bäcker, tot aufgefunden. Niemand weiß, warum er sich in der Nähe des Ausländerlagers befand.

Wie eine Ankündigung der anbrechenden neuen Zeiten war, dass das letzte während des Krieges in Schweidnitz geborene Kind ein Pole war, Stanislaw Kufel, der am 28. März 1945 im Lager an der Kletschkauer Straße zur Welt kam. Seine Eltern stammten aus Tschenstochau.

Nur wenige Polen, die in kleinen Betrieben für den Kriegsbedarf arbeiteten, durften mit besonderer Erlaubnis in Privatquartieren in der Stadt wohnen. Zu ihnen gehörten u. a. der 41jährige Stanislaw Ekiert aus Tschenstochau, der am 11. März in einer Wohnung in der Reichenbacher Str. 12 starb, und zwei Männer, die in einer Reparaturwerkstätte für Wehrmachtswagen arbeiteten. Sie wurden in der Kantine für Ausländer im Hause Ring Nr. 8, dem »Haus zum Goldenen Männel« verköstigt und lasen eifrig die im Schaufenster des Verlags Heege am Ring ausgehängten Wehrmachtsberichte und Bekanntmachungen über die Erschießung von Deserteuren. So erwarteten sie die erlösende russische Armee, deren motorisierte Einheiten sie am Vormittag des 8. Mai in der Stadt erblickten. Nach mündlichen Berichten wurden die Ausländer, die sich im Lager am Wilkauer Weg befanden, am 8. Mai morgens um 7 Uhr freigelassen. Man sagte ihnen, sie könnten gehen wohin sie wollten. Einige überquerten die Weistritz und gelangten unter Umgehung der Stadt nach Nieder-Bögendorf, wo sie gegen 17 Uhr durch russische Truppen befreit wurden. An den Ausfallstraßen der Stadt sahen sie Panzersperren.

Das Kriegsende in Schweidnitz

In der ersten Mai-Dekade 1945 führten die Russen - nach der Eroberung Berlins - gegen die noch verbleibenden deutschen Kräfte, die sich in Böhmen, Mähren und im südlichen Sachsen verteidigten, die »Operation Prag« durch, die zur endgültigen Vernichtung der Hitler-Armeen führte. Die Angriffe auf die letzten unbesetzten Teile Niederschlesiens führten die Armeen des linken Flügels der 1. Ukrainischen Front, die sich zur Verfolgung des zurückweichenden Gegners am 7. Mai in Bewegung setzten. Aus dem Gebiet von Striegau traten in Richtung Waldenburg-Friedland die Einheiten der 21. Armee an, die auch unsere Stadt besetzten.

Nach der Einnahme Striegaus am 7. Mai rückten am nächsten Tag, dem 8. Mai, die ersten russischen Einheiten anscheinend über Standorf (Stanowitz) und Alt-Jauernick gegen Schweidnitz vor. Vor der Stadt und im Zentrum trafen sie - so wird erzählt - angeblich vereinzelt auf Widerstandsnester kleiner deutscher Gruppen, angeführt von fanatischen Unteroffizieren und hauptsächlich aus Wlassow-Leuten bestehend, die nichts zu verlieren hatten. Eine dieser Gruppen wollte sich am Ortsausgang von Nieder-Bögendorf verteidigen, eine andere in den Häusern an der Burgstraße. Es kam zum Schusswechsel, durch den einige Gebäude beschädigt worden sein sollen. Durch Geschosssplitter verwundet, starb um 10.30 Uhr ein 89jähriger Schweidnitzer Arzt im Ruhestand beim Bahnübergang an der Friedrichstraße. Er wurde provisorisch in einem in der Nähe befindlichen Schützengraben beigesetzt, wahrscheinlich im Park an der Manfred-von-Richthofen-Straße.

Mit absoluter Sicherheit können wir nur sagen, dass die sowjetische Armee am Dienstag, dem 8. Mai 1945, in den Vormittagsstunden in Schweidnitz einrückte. Dieses Datum hielt ein Augenzeuge dieser Tage fest, der katholische Schweidnitzer Stadtpfarrer Erich Puzik, der an der Spitze einer Gruppe Deutscher mit weißen Fahnen den anrückenden Truppen entgegen ging und die Stadt sozusagen symbolisch der Gnade der Sieger übergab⁴. Die Stadt zählte damals kaum einige Hundert Einwohner, vor allem alte Leute. Kurz nach Beendigung der Feindseligkeiten strömten jedoch zahlreiche geflüchtete Bewohner nach Schweidnitz zurück. Zuerst kamen die aus den benachbarten niederschlesischen Gebieten, dann die aus dem angrenzenden Böhmen und schließlich sogar von der bayerisch-böhmischen Grenze und von der Elbe. Sie

wanderten zu Fuß, kamen mit Fahrrädern und Pferdegespannen, fuhren mit der Eisenbahn. Sie überschritten die tschechische Grenze in der Gegend von Mittelwalde, Bad Kudowa, Wüstegiersdorf und Friedland, gingen über die Neiße-Brücke in Görlitz und schwammen nach deren Sperrung durch den Fluss.

Im Laufe der Monate Mai und Juli bevölkerte sich Schweidnitz wieder mit Deutschen, die früher hier gewohnt hatten, aber auch mit solchen, die zunächst nicht an ihren früheren Wohnsitz, etwa in das zerstörte Breslau, zurückkehren konnten und sich deshalb einige Zeit in Schweidnitz aufhielten. Die Deutschen fanden Unterkunft in ihren alten oder in anderen Wohnungen und hängten zum Zeichen der Unterwerfung aus Bettlaken oder Tischtüchern genähte weiße Fahnen aus den Fenstern.

Im Mai und Juni kamen auch die ersten Gruppen von Polen, die sich stolz »Pioniere« nannten, weil sie nach Jahrhunderten deutscher Herrschaft der Stadt ihren gegenwärtigen polnischen Charakter gaben.

Edmund Nawrocki 1982 im „Rocznik Śwnicki“

Einleitung, deutsche Übersetzung und Anmerkungen: Horst Adler. – Gedruckt in TR 4/1986

Anmerkungen des Übersetzers:

¹ Dass sich der Verfasser über den Wahrheitsgehalt dieser sogenannten »**Propaganda**« nicht auslässt, mag aus der Situation im damals noch fest kommunistischen Polen verständlich sein.

² Auch in der Niederstadt, Kletschkauer Straße und Saarstraße fielen Bomben.

³ Die Vermutung ist höchst unwahrscheinlich. Auf dem Gelände der Firma Lempert fand man schon vor 1945 Gebeine von einem dort gelegenen mittelalterlichen Friedhof, der sich gewiss auch auf das angrenzende Areal von Weissenberg erstreckte. Gericht und Gefängnis stehen auf dem Terrain des ehemaligen Dominikanerklosters mit Kirche und Friedhof. Das Klärwerk liegt außerhalb der früheren Stadtgrenze. Naheliegende Erklärung wäre, dass es sich hier um Soldatengräber aus Belagerungszeiten handelt. Klarheit hätte in allen Fällen eine leicht durchzuführende Altersbestimmung der Skelette erbracht.

⁴ Dieser Darstellung hat Pfarrer Puzik in einem Brief an den Übersetzer nachdrücklich widersprochen. Er traf am 8.5.1945 erstmals mit sowjetischen Soldaten direkt vor der Pfarrkirche zusammen. Vgl. auch seine ausführliche Schilderung, wiedergegeben in Horst Adler, Schweidnitz 1945-1947, in TR 1/1995.